

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 53 (1973-1974)
Heft: 9

Rubrik: Kommentar

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARKTWIRTSCHAFT UND UMWELTSCHUTZ

Die Kontroverse um die Gefährdung des ökologischen Gleichgewichts durch eine unzweckmässige, eine überbordende, auf die gesellschaftlichen Rückwirkungen keine oder doch nur wenig Rücksicht nehmende industrielle Produktionsstruktur scheint nunmehr in Bahnen einzuschwenken, die eine weniger emotionsgeladene Überdenkung des gewaltigen Fragenkomplexes ermöglicht. Gewiss, es wäre bedenklich, wenn damit gleichzeitig eine Verharmlosung, ein bewusstes Herunterspielen der Gefahrenmomente und im Zuge einer solchen Entwicklung eine Verzögerung in der Suche nach geeigneten Lösungen provoziert würde. Eine solche Wendung gilt es ebenso unter Kontrolle zu halten wie eine Dramatisierung, die überzogene und auf die Dauer kaum haltbare Lösungen hervorzubringen vermag. Zu diesem Thema sind einige Gedanken anzustellen.

Es wird heute wohl kaum mehr bestritten, dass die Beeinträchtigung dessen, was als die *Lebensqualität der Menschheit* bezeichnet wird, ganz entscheidend mit dem wirtschaftlichen Reifegrad eines Landes zu tun hat; das ist eine globale Umschreibung für einen wirtschaftlichen Komplex, in dem im wesentlichen Wachstum, und zwar extensives Wachstum, technischer und technologischer Fortschritt, wirtschaftlicher Wohlstand, der eine spezifische Konsumtionsmentalität hervorgebracht hat und deshalb nicht mit Wohlfahrt zu verwechseln ist, sowie Bevölkerungs-

vermehrung enthalten sind. Mannigfache *Einzelfaktoren* summieren sich zu einem Ergebnis auf, das zur Besinnung mahnen muss.

Die Frage, wie es dazu kommen konnte, ist höchst unterschiedlich beantwortet worden. Wer ist auf die ökologische Anklagebank zu setzen? Die Industrie? Die Konsumenten, die in der Marktwirtschaft durch ihre Kaufakte die Produktionsrichtung massgebend mitbestimmen? Eine Wirtschaftspolitik, die es versäumt hat, beizeiten festzustellen, wohin die Reise geht? Eine Wohlstandsphilosophie, die ohne Rücksicht auf materielle Verluste Raubbau an den Ressourcen dieser Erde zumindest widerspruchslos duldet? Das wirtschaftliche System insgesamt also? Die Marktwirtschaft? Die in diesen Fragen versteckte «Logik» hat etwas Bestechendes. Aber sie führt in die Irre.

Das System hat zwar all die Handlungsweisen zugelassen, die einen Verlust an ökologischem Gleichgewicht erst herauf beschworen haben. Ist es *das* System oder sind es *die* Systeme? Die Menschheit lebt ja in verschiedenen strukturierten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen. Die reine Beobachtung lehrt, dass das ökologische Gespenst nicht nur in *einem* System zu Hause ist. Es zeigt sich in der Marktwirtschaft, in den planifizierten Wirtschaftsordnungen, in den osteuropäischen Zentralverwaltungswirtschaften ebenso. Deshalb ist davon auszugehen, dass die Umweltschädigung nicht als eine system-

bedingte, eine systemimmanente Erscheinung aufgefasst werden darf. Wäre dies der Fall, wie das eine unqualifizierte Kapitalismuskritik zu suggerieren versucht, so würde sich offenbar tatsächlich nur eine *Systemänderung* als adäquate Lösung aufdrängen.

Die sogenannte «Selbstentzündung» der marktwirtschaftlichen Dynamik – ein ohnehin fragwürdiger Begriff, der im politischen Schwerefeld entstanden ist und mit dem der Nationalökonom nicht viel anzufangen weiss – kann als Erklärung jedenfalls nicht ausreichen. Natürlich, der rasche wirtschaftliche Fortschritt, der sich primär in einer gewaltigen Verbesserung der Versorgung an materiellen Gütern und Dienstleistungen manifestiert hat, findet in der Geschichte der Menschheit keine Parallelen. Es wäre aber doch wohl zu einfach, dies als eine rein marktwirtschaftliche Funktion aufzufassen. Es gibt Phasen in der Menschheitsentwicklung, in denen in marktwirtschaftlich strukturierten Regionen keine Selbstentzündung, sondern vielmehr ein Verlust an Wachstumsenergien eintrat. Es müssen also weitere, hier nicht näher zu beschreibende Faktoren dazu kommen: ein umweltschädigendes Wachstumstempo und eine spezifische Wachstumsrichtung als autonome Erscheinungen. Wenn diese Argumentation zutreffend ist, so wäre daraus die Folgerung zu ziehen, dass die notwendige Korrektur *nicht* in einer Ordnungsänderung, sondern vielmehr im Bereiche der wirtschaftspolitischen Zielsetzungen und in eine an diese Zielsetzungen adaptierte Rahmenordnung zu suchen ist.

Die Liberalen der Nachkriegszeit waren immer der Auffassung, dass das marktwirtschaftliche Ordnungsbild, so wie es in den fünfziger Jahren entstan-

den ist, als *Aufgabe* verstanden werden muss. Es hat mithin keine endgültige Form, ist nicht als zeitlich unveränderlich, als statische, sondern eben vielmehr als dynamische, als anpassungsfähige Institution aufzufassen. In diesem Sinne sind Realordnungen historische Kategorien, sind bis zu einem gewissen Grad Spiegelbild der Zeitumstände, in denen sie stehen. Das Leitmotiv heisst aus diesem Grunde *Flexibilität* auf dem Boden jener Ordnungskonstanten, die sich aus dem liberalen Gedankengut ableiten. Nur dann übrigens kann ein Ordnungsbild auch als Orientierungsgrösse für das wirtschaftliche Handeln akzeptiert werden. Verliert es diese Dimension, weil es keine Antworten mehr auf die drängenden Zeitprobleme zu geben vermag, so verkümmert auch seine Fähigkeit, als gestaltende Kraft des wirtschaftlichen Lebens aufzutreten. In das Vakuum stürzen sich dann Ersatzideologien «wie herrenlose Hunde».

Es ist nicht zu übersehen, dass der für die wirtschaftlichen Ordnungsvorstellungen relevante Liberalismus eben aus den erwähnten Gründen in die *Defensive* geraten ist. Seine Regeneration ist als ein kontinuierlicher Prozess aufzufassen; er ist aber insbesondere in den sechziger Jahren nicht mehr sehr überzeugend ausgefallen. Dezentrale Entscheidungsstrukturen beinhalten ein *individualistisches Element* und erlauben deshalb die weitgehende Verwirklichung des dem Liberalismus zugrunde liegenden Postulates nach persönlicher und einzelbetrieblicher Selbstentfaltung (nicht Selbstentzündung!). Kein Liberaler ist indessen bereit, das Postulat der persönlichen Freiheit als absoluten Wert aufzufassen. Die persönliche Freiheit findet auch in der wirtschaftlichen

Betätigung dort ihre *Grenzen*, wo sie sich zu einer negativen Qualität wandelt, wo sie sich – beispielsweise – gesamtgesellschaftlich schädigend auswirkt. Diese Grenzen festzustellen und sie dort in die marktwirtschaftliche Rahmenordnung einzubauen, wo nicht mit ihrer freiwilligen Beachtung gerechnet werden kann, gehört zur marktwirtschaftlichen Ordnungspolitik, gehört in den Bereich der Anpassung der Marktwirtschaft an die sich wandelnden Zeitprobleme. Eine Ordnungspolitik, die so vorgeht, versteht sich eben als Aufgabe. Korrekturmöglichkeiten sind jedenfalls grundsätzlich vorhanden.

Zweifellos ist die Feststellung zutreffend, dass die betont individualistische Komponente im Liberalismus und ihre Umsetzung in die wirtschaftliche Wirklichkeit über eine dezentrale Entscheidungsstruktur in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts insofern einer *Verschiebung* bedarf, als die Gewichte mehr auf den gesellschaftlichen Aspekt gelegt werden sollten. Auch die Marktwirtschaft muss, wenn sie dieses Jahrhundert überleben will, lernen, Gemeinschaftsaufgaben besser als bis anhin zu lösen; sie muss darüber hinaus lernen, ihrer individualistischen Handlungsweise eine grössere ge-

samtwirtschaftliche oder gesamtgesellschaftliche Bezogenheit zu geben. Der Bezugsrahmen des wirtschaftlichen Handelns ist in dieser Richtung zu korrigieren.

An entsprechenden Versuchen hat es allerdings nicht gefehlt. Sie sind aber politisch nicht zum Tragen gekommen. Die *ökologische Herausforderung* könnte nun einen Durchbruch bewirken. Es wird nicht mehr zu umgehen sein, dass die industrielle Produktionsstruktur auch auf ihre gesellschaftlichen Wirkungen hin evaluiert wird. Also muss die Rahmenordnung jene *Prioritäten* aufnehmen, die zu einem umweltschonlicheren qualitativen Wachstum führen. Konkret heisst dies, dass sich jene Produktionslinien, die zu hohen sozialen Kosten verursachen, die untragbare negative «Externalities» auslösen, *Restriktionen* werden gefallen lassen müssen. Die Marktwirtschaft kann diesen Transformationsprozess bewältigen, wenn die politische Ordnung, in die sie eingebettet ist, den Willen zu einer entsprechenden gesetzgeberischen Arbeit, die sich in einer Umformung der marktwirtschaftlichen Rahmenordnung niederschlagen müsste, aufzubringen vermag.

Willy Linder

ENTWICKLUNGSHILFE: BEMERKUNGEN ZU EINER NEUEN OPTIK

Unser Weltbild ändert sich rasch und tiefgreifend. Unsere verbesserte Lebenshaltung, die in den fünfziger Jahren noch gelegentlich anerkannt wurde, hat viele Erleichterungen gebracht, die zur Gewöhnung geworden sind. Man vergisst gerne, welches ihre Grundlagen sind.

Unsere Lebensart wird von zwei Seiten her angefochten. *Erstens* von Teilen der Jugend, die sie total in Frage stellen. Das ist eine Erscheinung, die uns keine Ruhe lässt. *Zweitens* von der Umweltgefährdung. Ihre Probleme füllen die Zeitungen, und ihre Prognosen sind düster. Was sind die Folgen? Die Er-

schütterung der alten Autoritäten führt zu einer Unterwanderung der Hochschulen, der Wirtschaft und der Landesverteidigung. Die alten Mythen, die zum Teil noch bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen, verlieren ihre Geltung, aber weite Kreise leben weiter so, als ob sich nichts geändert hätte. Die abstrakte Wissensvermittlung fördert die revolutionäre Einstellung. Das geschichtliche und das konkrete Denken werden diskreditiert. – Prüfen wir, was drei heutige Denker dazu zu sagen haben.

Dämonie der Mythen

Unsere Vorstellungen stimmen oft mit der Wirklichkeit nicht überein. Man bezeichnet das mit dem technischen Ausdruck der «Projektion». Eugen Böhler sagt in seinem Buch über die «Psychologie des Zeitgeistes» (Herbert Lang, Bern 1973), dass die Projektion die Neigung des Menschen ist, seine Vorstellungen auf äussere Objekte zu übertragen und derart sein Denken, Fühlen und seine Phantasie mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Der Mensch neigt zur Mythenbildung. Er übersieht den Anteil des eigenen Bewusstseins an der scheinbar objektiven Wirklichkeit. Die Mythenbildung durchdringt unser ganzes Leben, den Alltag, die Kunst, die Religion und die politische Willensbildung.

Die wichtigste Form dieses lebendigen Mythos ist der Zeitgeist. Aus dem unendlichen Reservoir der Menschheit an Symbolen, Bildern, Ideen und Gedanken stellt der Zeitgeist einzelne heraus und umgibt sie mit dem Glanz der Aktualität und Autorität. Der Zeitgeist befasst sich nur mit der Menschheit

als Abstraktum, nicht mit dem Einzelmenschen. Das Individuelle, Subjektive und Persönliche wird immer mehr zurückgedrängt, weil der Zeitgeist als öffentliche Meinung auf Zwang und Einschränkung besteht.

Das Verhältnis zwischen Zeitgeist und Individuum ist zwiespältig. Wir glauben bewusst zu handeln und müssen gewahr werden, dass wir Glieder einer kollektiven Kette sind. Wir bezeichnen die Auffassungen unserer Väter als Mythen und merken nachträglich, dass wir selbst in lauter Mythen gefangen sind, von denen die Wissenschaft der heiligste ist. Wir begeistern uns für den sozialen Fortschritt und stellen fest, dass die sozialen Spannungen immer grösser werden.

Das logische Denken ist weder das einzige noch das wichtigste Orientierungsmittel des Menschen. Wir leben von den Instinkten, Wertungen, Gefühlen und Stimmungen. Der «Geist» ist ein viel umfassenderes Wesen als das logische Denken.

Der lebendige Mythos ist ein ebenso gefährliches wie für den Menschen unentbehrliches Element der Seele. Wenn wir vor der Existenz des lebendigen Mythos die Augen verschliessen, wenn wir nicht sehen wollen, dass er die weckende und «schöpferische» Kraft auf allen Lebensgebieten, einschliesslich der Wissenschaft, ist, dann können wir auch nicht unseren Anteil an der Entstehung irrationaler Bewegungen einsehen. Dann werden alle Triebkräfte und Gebiete der menschlichen Kultur autonom. Nicht wir sind dann die Herrscher unserer selbstgeschaffenen, künstlichen Welt, sondern die mythischen Elemente werden zu dämonischen Gestalten, die uns ihre Herrschaft aufzwingen. Sie erscheinen als

selbständige dämonische Mächte, wie die Studentenrevolte, die permanente Kritik und Revolution, die das Bestehen unserer nationalen Institutionen in Frage stellen. Dazu gehören die volkstümlichen Aktionen kleiner Leute, welche die ganze Ideenwelt, die hinter diesen Institutionen steht, in dumpfer Reaktion zerstören wollen.

Die Dämonie des Zeitgeistes kann nur gebrochen werden durch eine Wendung nach innen: vom kollektiven Denkschema weg zum selbständigen individuellen Denken, von den kollektiven Ideologien zu den inneren Ordnungskräften, aus denen allein der Sinn erschlossen werden kann, der eine innere Ordnung ermöglicht. Voraussetzung dazu ist allerdings die Rücknahme der Projektion, oder besser: deren Integration.

Sinnlichkeit als Lebensbezug

Der deutsche Arzt *Hans Burkhardt* versucht in seinem Büchlein «Die unverstandene Sinnlichkeit» (Limes-Verlag, Wiesbaden 1973) aufzuzeigen, wie das naturwissenschaftliche Weltbild die Sinnlichkeit gewissermassen des Landes verwiesen hat. Dem sinnlichen Leben ist die Unterwelt zugewiesen worden, während doch das sinnliche Leben die Basis für unser Selbstsein und unsere Anteilnahme ist.

Jene Mitte unseres Lebens, die in unserem Kulturkreis niemand kennen will, unser sinnliches Verhältnis zur Mitwelt nämlich, ist ja eine lebensvolle, Bewegung schaffende Mitte nur durch das Wechselspiel von Öffnen und Schliessen. Jedes unserer Sinnesorgane beteiligt sich an diesem Spiel und trägt dazu bei, uns in die Welt einzuschlies-

sen, oder – bei Verweigerung – uns aus der Welt auszuschliessen. Fragt man uns nach dem Wesen der «Triebe», ohne das Spannungsfeld zu suchen, ohne das kein Trieb existiert, so drängt es uns zur Gegenfrage: Wo ist der Wind, wenn er nicht weht?

Der normale Mensch hat im wachen Zustand stets Vorposten aufgestellt, die alles, was «von draussen» kommt, auf seine Legitimation prüft. Das Vorstellungsgefüge, das wir das normale nennen, ist, genau wie das Wort es sagt, ein Gefüge von Schablonen, die wie ein Gitter vor das sinnliche Offensein gestellt (also «vorgestellt») werden, damit dieses den Menschen nicht überwältigt.

Alle Möglichkeiten der Offenheit wie der Verslossenheit bilden sich ab an den Gesichtern der Menschen. Es sollte nicht vergessen werden, dass die Physiognomien der Menschen uns von ihrem offenkundigen wie von ihrem verborgenen Leben weit mehr erzählen, als diesen selbst lieb ist.

Das konstruktive Denken, bei aller Unentbehrlichkeit im menschlichen Bereich, steht im Gegensatz zum sinnlichen Leben. Im Bereich des konstruktiven Denkens gibt es wohl Antworten auf den Zweck unseres Tuns, aber nie auf Fragen nach dem Sinn unseres persönlichen Dabeiseins. Die Ratio hat unmittelbar nur mit Zweckmässigkeit, nicht mit Wahrheit zu tun.

In der Welt der Unternehmungen und Geschäfte bleiben nur die Zwecke, eingefügt in eine Kette von Zwecken. Das Sinnliche wird verschwiegen, weil es die Effektivität stört. Das Problem der Arbeit in der modernen Gesellschaft liegt offenbar darin, sinnvolle Arbeit für den Menschen zu finden, der heute zwischen einem immer weiter steigenden Angebot an Freizeit einerseits, an quä-

lender Arbeit andererseits steht. Mit dem Zwang zum Zweckhaften, das vermeintlich der Arbeit Sinn geben soll, nimmt man ihr den Sinn von dem Augenblick an, da man sie von der sinnlichen Interaktion emanzipiert. Das Bedürfnis nach Leistung schlägt um in das Prestigebedürfnis.

Mehr Weisheit in der Volkswirtschaft

E. F. Schumacher, von 1950 bis 1970 Economic Advisor beim britischen Coal Board, Initiator der «intermediate technology group», macht in seinem Buch «Small is beautiful» (Blond & Briggs, London 1973) darauf aufmerksam, dass zwar wirtschaftliches Wachstum vom technologischen Gesichtspunkt aus keine Grenzen hat, aber notwendigerweise in der Umwelt an Grenzen stößt. Was jahrzehntelang als unerschöpfliches Reservoir galt, zeigt mehr und mehr Mangelerscheinungen. Unbeschränktes Wachstum in einer beschränkten Welt ist unmöglich. Aber auch in geistiger Beziehung ist das Dogma des notwendigen wirtschaftlichen Wachstums fragwürdig geworden. Habsucht und Neid sind zwar wirkungsvolle Motive der wirtschaftlichen Expansion, aber sie lösen die fundamentalen Probleme des menschlichen Zusammenlebens nicht.

Schumacher sagt, dass wir mit Vorstellungen (ideas) denken, die uns schon in der Jugend beigebracht worden sind. Lange bevor unsere Intelligenz ihre Rolle als Kritiker und Wächter auszuüben begann, hatten wir zahllose Vorstellungen kritiklos übernommen. Wir dürfen sie nicht einfach als Vorurteil abtun, denn es sind anerkannte Urteile und Voraussetzungen unserer Eltern und Voreltern.

Viele der heute herrschenden Vorstellungen, wie zum Beispiel diejenige von der Entwicklung der Lebewesen im Laufe der Erdgeschichte, vom Überleben der Arten, vom gesellschaftlichen Leben als Klassenkampf, die «Erklärung» unseres Verhaltens aus sexuellen Trieben, die Relativität aller Werte, die Überschätzung der Naturwissenschaften als letzte Weisheit, entstanden im 19. Jahrhundert. Damals waren sie neue intellektuelle Erkenntnisse einzelner Forscher, heute sind sie die universellen Werkzeuge unseres Denkens und Urteilens. Sie beherrschen das heutige Handeln. Wir fragen kaum mehr, was wir mit unserem Leben anfangen sollen.

Geist und Herz bekriegen sich in uns selbst, nicht Verstand und Glauben. Unser Verstand ist mit einer erstaunlichen, oft blinden Vorliebe für die Glaubenssätze des letzten Jahrhunderts behaftet. Wir haben die menschliche Seite unseres Tuns zu lange vernachlässigt. Sie rächt sich in zahllosen, an sich kleinen Fällen von Widerwillen, Gleichgültigkeit, passiver Resistenz gegen die befohlene Arbeit; langfristig dürfte sich diese Haltung selbst auf das Wachstum des Sozialproduktes negativ auswirken.

Die Volkswirtschaftler müssen sich vom rücksichtslosen Verbrauch der Güter unserer Erde lösen und auf eine Wirtschaft tendieren, die auf Jahrhunderte ausgerichtet ist und nicht schon in wenigen Jahrzehnten in katastrophale Engpässe führt. Die Volkswirtschaft braucht, so lächerlich das in den Ohren der Gläubigen des unbeschränkten Fortschritts tönt, mehr Weisheit.

Wenn wir diese Gedanken auf ein besonders brennendes Zeitproblem, unser Verhältnis zur Dritten Welt, anwenden, heisst das:

In unseren Beziehungen zur Dritten Welt können wir nicht mehr mit der Unbekümmertheit und Selbstsicherheit der Fünfzigerjahre auftreten. Einerseits sehen wir zu viele Fragwürdigkeiten bei uns zu Hause, andererseits begreifen wir auch etwas besser die unendlichen Schwierigkeiten der Dritten Welt. Aber wir dürfen bei unserer Arbeit nicht auf

hergebrachten Denkschemata und Mythen ausruhen. Das Vertrauen in unsere Arbeit und in unsere Lebensart müssen wir erhalten. Unser Vertrauen darf nicht vom Nichtsehenwollen offensichtlicher Mängel genährt sein. Es soll im Gegenteil auch scharfe Kritik überdauern, weil es gegründet ist auf der Überzeugung, dass auch in einer Krise Aufbauarbeit, auch in der Dritten Welt, möglich und nötig ist. In diesem Sinn bleiben wir, mit offenem Geist, bei unserer Arbeit.

Hans Schindler

KULTURZEITSCHRIFTEN

Im Verlags- und Pressewesen herrscht ein Trend zur Konzentration. Technische, wirtschaftliche und möglicherweise auch mentalitätsbedingte Gründe sprechen gegen die kleinen Auflagen, ob es sich nun um Bücher oder um Zeitungen und Zeitschriften handelt. Dem Trend erliegen die Kleinen und Schwachen. Es ist auf diesem Gebiet nicht anders als auf nahezu jedem anderen. Was jedoch auffällt, ist der merkwürdige Umstand, dass sich einige «Kleine» hartnäckig halten, manchmal wider wirtschaftliche und technische Logik sozusagen. Ich rede von den sogenannten Kulturzeitschriften, einer Gattung, die es nie leicht hatte. Es gibt ihrer allein im deutschen Sprachgebiet gar nicht so wenige, und wenn man sie vorsichtig und unter Berücksichtigung ihrer durchaus individualistischen Verschiedenartigkeit charakterisieren wollte, müsste man vielleicht ihre Hartnäckigkeit erwähnen, keinem Schema zu folgen. Sie bringen nicht, was eine Mehrheit möglicher Leser einschlägigen Umfragen zu-

folge wünscht, und sie bringen, was sie vorlegen, nicht in der Weise, wie Lesermarktforschung die Aufmachung leicht verkäuflichen Lesestoffes beschreibt. Die Kulturzeitschriften nehmen in Kauf, anders zu sein als das, was grosse Auflagen macht. Sie möchten zwar ihre Leserschaft auch vervielfachen, sie möchten durchaus in die Breite wirken, niemals aber um den Preis, dass sie darum den aufgegriffenen Themen nicht mehr auf den Grund gehen dürften. Tiefenwirkung ist ihnen wichtiger als Breitenwirkung, Qualität publizistischer Arbeit geht in jedem Fall vor Quantität. Wenn diese Zeitschriftenmacher vor die Frage gestellt werden, ob sie nicht vielleicht ein Produkt herstellten, das heute nicht mehr verlangt werde, dann werden diejenigen, von denen hier die Rede ist, ohne Zögern erklären, ihr Produkt entspreche jedenfalls dem, was ihrer Meinung nach nötig sei.

An der Frankfurter Buchmesse gab es dieses Jahr zum erstenmal auch einen

Stand des Arbeitskreises deutschsprachiger Kulturzeitschriften. Erstaunlich und zugleich ermutigend ist es, trotz der erwähnten Schwierigkeiten eine gar nicht so kleine Zahl verschiedenartiger Periodika politisch-literarischer Ausrichtung am Werk zu sehen. Es gab viele Interessenten, die sich in der Frankfurter Doppelkoje orientieren liessen, es gab Kontakte und Begegnungen. Das deutsche Fernsehen allerdings jagte in seiner Reportage über die Buchmesse den Bestsellern und ihren Autoren nach –, es richtete seine Aufmerksamkeit und also auch seine Informationen ausschliesslich nach den marktgängigen Hits. Die kleine Ausstellung des Arbeitskreises dokumentierte eine lebendige und produktive publizistische Präsenz, die Aufmerksamkeit und am Ende auch Förderung verdient.

Zurzeit sind es 45 Zeitschriften, die sich auf Initiative von *Gottfried Edel* zusammengefunden haben. Edel, selbst Herausgeber der Vierteljahresschrift «Areopag», geht mit Recht davon aus, dass angesichts des Zeitschriftensterbens der letzten Jahrzehnte unter den Herausgebern und Redaktoren der Zeitschriften für Politik und Kultur eine echte Solidarität bestehen müsse. Diese gelte es sichtbar zu machen und zu nutzen, zunächst durch die Bildung des Arbeitskreises, der den Austausch von Erfahrungen, die Vermittlung von Autoren und möglicherweise auch die Zusammenlegung der Werbung ermöglicht. Der Arbeitskreis kann gemeinsame Aktionen vorbereiten und durchführen. So sind etwa Wanderausstellungen geplant, ferner die Publikation eines informativen Katalogs der Kulturzeitschriften, die Schaffung eines Archivs und die Herausgabe eines Digest,

der auf einzelne Aufsätze hinweist und Übersetzungen bereithält.

Im Anschluss an die Frankfurter Buchmesse führte der Arbeitskreis in Mainz seine Jahrestagung durch. Im Gutenbergmuseum wurde eine Ausstellung eröffnet, die als Muster für nachfolgende Veranstaltungen dieser Art in anderen Städten gelten darf. Bereits werden Ausstellungen in Bonn und in Göttingen vorbereitet. Wenn möglich sollen sie, wie in Mainz, von Abendveranstaltungen begleitet sein.

An einem Podiumsgespräch im Gutenbergmuseum wurde aus den Reihen des Publikums gefragt, was denn das eigentlich sei, eine Kulturzeitschrift. Eine Definition ist gewiss nicht einfach; vielleicht wäre es zweckmässiger, von politisch-literarischen Zeitschriften zu reden. Im Arbeitskreis behilft man sich vorderhand damit, dass man feststellt, was nicht dazugehört: keine Fachzeitschriften oder rein wissenschaftliche Periodika, keine Magazine und Illustrierten, keine rein lokalen oder regionalen Hefte oder Jahrbücher. Kulturzeitschriften richten sich grundsätzlich an eine unbegrenzte Leserschaft –, auch wenn sie meist kleine oder gar winzige Auflagen haben. Von den bekannteren, die im Arbeitskreis schon zusammengeschlossen sind, nenne ich beispielshalber «Akzente», «Dokumente», «Frankfurter Hefte», «Die Horen», «Kürbiskern», «Kursbuch», «Merkur», «Neue Rundschau». Aus der Schweiz sind die «Schweizer Monatshefte» vertreten, aus Österreich «Das neue Forum». Man sieht, dass Zeitschriften der verschiedensten politischen oder kulturpolitischen Zielsetzungen im Arbeitskreis mitarbeiten. Denn wenn sie auch manches trennt, ja wenn sie miteinander nicht zu vereinbarende

gesellschaftspolitische Ziele verfolgen, ist ihnen doch gemeinsam, was Zeitschriften dieser Art kennzeichnet: Sie sind alle, auch die erfolgreichsten, keine Massenblätter, sondern bilden eine jede um sich eine kleinere oder grössere Gruppe. Sie pflegen das kontinuierliche Gespräch im Kreis ihrer Abonnenten und Käufer, und sie arbeiten damit der Gleichmacherei der Bewusstseins-Industrie wirksam entgegen. Das ist heute notwendiger denn je. Kulturzeitschriften haben, je an ihrem Platz und in ihrem Kreis, gesellschaftliche und kulturelle Funktionen von grosser Bedeutung. Nicht der lesende Konsument, sondern der kritische Leser, der sich seinen Lesestoff bewusst auswählt und der bereit ist, sich durch ein Abonnement zu einer vertieften Auseinandersetzung mit wichtigen Fragen der Zeit zu bekennen, wird hier angesprochen. Anders als das Buch hat die Zeitschrift auch die Möglichkeit, ein Gespräch im Rahmen der grösseren oder kleineren Gruppe ihrer Leser kontinuierlich weiterzuführen.

Im erwähnten Podiumsgespräch fiel die Frage, ob denn die kleinen, meist stagnierenden Auflagezahlen nicht ein deutliches Zeichen dafür seien, dass Kulturzeitschriften auf die Dauer keine Überlebenschance mehr hätten. Tatsächlich sind nur wenige der im Arbeitskreis vertretenen Periodika wirtschaftlich selbsttragend oder gar gewinnbringend. Von dieser Seite her betrachtet ist die Frage berechtigt. Aber das ist zugleich die Seite, die hier glücklicherweise nicht allein den Ausschlag gibt. Gesellschaften, Stiftungen, Gönner stehen zumeist hinter den Kulturzeitschriften und ermöglichen die Herausgabe durch ihre Zuwendungen. Einige dieser Blätter gehören einem Ver-

lag; auch in Fällen dieser Art ist Wirtschaftlichkeit nicht unbedingt das ausschlaggebende Kriterium.

Jedenfalls ist den im Arbeitskreis vereinigten Zeitschriften gemeinsam, dass sie nicht aufgrund von Marktforschung und Trendanalyse ihr redaktionelles Programm und ihre Aufmachung gestalten. Sie lassen sich vielmehr alle vom Engagement ihrer Herausgeber und Redaktoren leiten, von ihrem publizistischen Gewissen, von ihrem schöpferischen Beitrag zur aktuellen Auseinandersetzung. Sie sind sich natürlich bewusst, dass ihre Wirkungsmöglichkeit begrenzt ist. Aber sie tun, wozu sie sich verpflichtet fühlen. Schliesslich sind sie alle von der Hoffnung getragen, ihren eigenen, profilierten Kreis von Lesern und Sympathisanten zu finden. Das ist jedoch nur möglich, wenn ihr Angebot einer möglichst grossen Zahl potentieller Interessenten zu Gesicht kommt. Sie verfügen ohnehin über keine oder nur sehr geringe Werbemittel. Warum also sollten sie sich nicht in der Absicht zusammenschliessen, durch gemeinsame Aktionen wirkungsvoller auf ihre Existenz und auf ihr Wirken hinzuweisen? Weil sie mit ihrer Tätigkeit gruppenbildend sind, müssen sie nicht befürchten, dass sie sich gegenseitig Konkurrenz machen. Sie suchen den Leser, der bewusst wählt und der sich entscheidet. Ihre Funktion inmitten eines industrieähnlichen Kulturbetriebs ist es, Kristallisationspunkt kritischer Reflexion zu sein. Sie sind wichtig. Ihre Solidarität unter sich sollten Leser durch die Solidarität beantworten, die sie mit ihrer Zeitschrift verbindet, mit der Zeitschrift nämlich, die sie sich selber wählen.

Anton Krättli